

Homo ludens – jenseits von Verpflichtung und Interesse lauert das Gespenst der freien Zeit

Über den *Homo sociologicus* und den *Homo oeconomicus* wurde in den Sozialwissenschaften viel geschrieben, über den *Homo ludens* nur wenig. Verständlich, denn Muße als Freiheit zum Spiel, die einst das vornehmste Lebensziel war, ist mit dem Industriezeitalter, dem Aufkommen der Fleißgesellschaft, zum Müßiggang abgewertet worden. Entsprechend auch der Ruhestand, in den ich jetzt eintrete. Der Muße folgend, gehe ich in meinem Vortrag der Frage nach, was "Freiheit" aufgrund von "freier Zeit" – jenseits von sozialer Verpflichtung und ökonomischem Erwerbsinteresse – bedeuten könnte. Wann und wo begegnen wir in der Geschichte der Menschheit diesem "Homo ludens", das heißt dem Mensch als Spieler oder Spielerin? Wobei das Spielen ein Verhaltensmerkmal nicht nur von Menschen, sondern auch von Tieren ist. Zur Einstimmung daher ein kurzer Schnipsel aus der Tagespresse:

(Zitat) "Auf einer abgelegenen Insel zeigen Kapuzineraffen ein rätselhaftes Verhalten. Sie verschleppen Babys einer anderen Affenart – ohne erkennbaren Nutzen. Ein Forscherteam kommt zu dem Schluss: Auslöser ist Langeweile."¹ (Zitat Ende)

Ob diese Kapuzineraffen tatsächlich aus innerlich gefühlter Langeweile agieren, wissen wir nicht. Wir sind ja keine Kapuzineraffen. Aber wir behaupten, dass Tiere und Menschen sich häufig die Freiheit nehmen, etwas Sinnloses zu tun – sinnlos jedenfalls in dem Sinn, dass die Akteure weder einer sozialen Verpflichtung nachkommen noch ein ökonomisches Interesse verfolgen.

Diese These will ich im Folgenden in fünf Schritten entfalten:

- 1) Zunächst werde ich Ihnen das namensgebende Buch "Homo ludens" kurz vorstellen, das der niederländische Historiker Johan Huizinga 1938 geschrieben hat. Er vertritt darin die These, dass sich die gesamte menschliche Kultur aus dem Spiel heraus entwickelt hat.
- 2) Im zweiten Schritt will ich skizzieren, wie die moderne Gesellschaft – und mit ihr die Sozialwissenschaften – die menschlichen Motivationen im Wesentlichen auf Verpflichtung und Interesse verkürzt haben und den Spieltrieb entweder industriell nutzbar gemacht oder in spezielle, gesellschaftlich folgenlose Enklaven abgedrängt haben.

Generelle These des Vortrags ist, dass die Domestizierung des *Homo ludens* nicht folgenlos war.

- 3) So will ich im dritten Schritt die These entfalten, warum es mit dem *Homo ludens* als dominanter Sozialfigur keine industriell organisierten Kriege gäbe.
- 4) Und im vierten Schritt werde ich behaupten, dass der *Homo ludens* auch keine globale ökologische Krise zustande gebracht hätte.

- 5) Um schließlich fünftens, im Ausblick auf die Zukunft, zu behaupten, dass wir mit der Rückkehr des Homo ludens rechnen können. Denn mit dem Zerfall der industriellen Ketten rückt kreatives Handeln wieder ins Zentrum gesellschaftlicher Entwicklung. Wir werden zum Spielen gezwungen sein.

In meinem ersten Punkt will ich, wie gesagt, auf den Namensgeber des Homo ludens zu sprechen kommen: Johan Huizinga, der durch das Buch "Der Herbst des Mittelalters" in der Fachwelt bekannt geworden war, hat den gleichnamigen Essays 1938, also kurz vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs, geschrieben.

Im Vorwort kommentiert er den Titel: (Zitat) "Als klar wurde, daß der Name *Homo sapiens* für unsere Art doch nicht so gut paßte, wie man einst gemeint hatte, weil wir am Ende doch gar nicht so vernünftig sind, wie das achtzehnte Jahrhundert in seinem naiven Optimismus zu glauben geneigt war, stellte man neben diese Bezeichnung für unsere Spezies den Namen *Homo faber*, der schaffende Mensch. Dennoch scheint mir *Homo ludens*, der spielende Mensch, eine ebenso wesentliche Funktion wie das Schaffen anzugeben und neben *Homo faber* einen Platz zu verdienen."² (Zitat Ende)

Der Essay legt einen umfassenden Spielbegriff zugrunde. Nach drei allgemeineren Kapiteln zur Einführung, Begriffsbestimmung und Zielsetzung folgen sieben Kapitel mit unterschiedlichen Spielbereichen. Recht, Krieg und Wissen würden wir spontan wohl eher dem blutigen Ernst als dem Spiel zurechnen. Aber Huizinga rekurriert hier auf die frühgeschichtlichen Wurzeln dieser Aktivitäten im Wettstreit und Wetteifer – der Argumentationsführung vor Gericht, der Waffenführung im Kampf und der Weisheit beim Rätsellösen. Diese nennt er die "agonalen", also kämpferischen Spiele. Die Kapitel Dichtung, poetische Formgebung, Philosophie und Kunst hingegen verweisen dann auf Bereiche, die wir heute mit Muße und Kultur assoziieren und in denen wir wohl noch leichter Elemente des Spielerischen erkennen. Die letzten beiden Kapitel beschreiben die Entwicklung des Spielerischen im Laufe der Zeit. Es ist im Wesentlichen eine Geschichte einerseits der Einengung und Spezialisierung in den Mußetätigkeiten und andererseits des Verschwindens des Spielerischen und des Sportsgeistes aus den agonalen Kampfarenen. Dort herrsche heute im Wesentlichen blutiger Ernst.

Das Buch wird hauptsächlich in den Kulturwissenschaften rezipiert, aber selten in den Sozialwissenschaften, die sich offenbar mehr dem Ernst verschrieben haben. Durch die Brille der

Sozialwissenschaften betrachtet, gibt es für das menschliche Handeln und den gesellschaftlichen Zusammenhalt nämlich nur zwei wesentliche Triebfedern: Verpflichtung und Interesse.

Und damit komme ich zu meinem zweiten Punkt. Die Homina sociologica verkörpert die Frau der Pflicht, die mehr oder weniger kreativ ihren Rollenskripten folgt, in der Industriegesellschaft vor allem ihren Pflichten als Familienmutter und Arbeiterin. Der Homo oeconomicus verkörpert den Mann des Interesses, der rational kalkulierend sein Einkommen maximiert. Aus dem Rollengefüge emergiert dann auf gesellschaftlicher Ebene soziale Ordnung und der Wettbewerb der Interessen beflügelt den wirtschaftlichen Fortschritt.

Für das Spielen mit seinen kreativen und seinen agonalen Elementen gibt es wohlgeordnete Enklaven von A bis Z: Schöne Künste vom Aktzeichnen bis zum Zitherspiel, und sportliche Wettkämpfe vom Armbrustschießen bis zur Zirkusartistik. In diesen Enklaven dürfen sich der Homo und die Homina ludens noch austoben. Oder sich selbst als Austobende simulieren. Denn meistens handelt es sich um Darbietungen von Experten, die sich in eiserner Disziplin Fertigkeiten antrainiert haben, die für Laien unerreichbar sind. Und gleichzeitig die Garantie beinhalten, dass alles, was auf diesen hochspezialisierten Bühnen passiert, für die übrige Gesellschaft folgenlos bleibt.

Nahtlos daran anknüpfend gibt es die Freizeitindustrie, die jenseits der ästhetischen und der sportlichen Anstrengung für Zerstreuung sorgt. Und die Unterhaltungsindustrie, die anderen bei der Anstrengung oder Zerstreuung zuschaut. Perfektioniert heute durch Social Media und das Handy, das wir keine Sekunde mehr aus den Augen lassen können. Für Zeitvertreib ist ständig gesorgt – so als ob die kostbare und viel zu kurze Freizeit auch noch vertrieben werden müsste.

Die moderne Gesellschaft scheint also höchst berechenbar. Der gefährliche Geist der Kreativität scheint in der Flasche, oder, besser noch, in nützliche Bahnen gelenkt. Der wissenschaftliche und der wirtschaftliche Wettbewerb führen uns ins Zeitalter immerwährender Prosperität. Das ist die Geschichte, die in den Sozialwissenschaften wieder und wieder erzählt wurde, oft im triumphalen Fortschrittstaumel, manchmal auch mit einem Schuss Melancholie und Kulturkritik.

Am prominentesten ist wahrscheinlich die Erzählung von Max Weber über die "Protestantische Ethik" und den "Geist des Kapitalismus". Demnach hat eine spezifische Ausformung der Religion, nämlich der Protestantismus, die Menschen zu innerweltlicher Askese inspiriert, und damit zu jenem spezifischen "Geist" des Dauerfließes und des dauernden Investierens angetrieben, der dem Kapitalismus inne wohnt. Die habitualisierte Emsigkeit habe sich dann gegenüber ihren religiösen

Wurzeln verselbstständigt und jenes "stahlharte Gehäuse" der modernen Wirtschaftsordnung errichtet, das (Zitat) "heute den Lebensstil aller einzelnen, die in dies Triebwerk hineingeboren werden mit überwältigendem Zwange bestimmt." (Zitat Ende) Und an dieser Stelle betont Weber, dies betreffe alle, und eben nicht nur "die direkt ökonomisch Erwerbstätigen".³ Bestätigt wird seine These von der allseits tief verinnerlichten Betriebsamkeit, wenn viele meiner Altersgenossen heute nicht vom Ruhestand, sondern von ihrem "Unruhestand" sprechen.

Eine etwas andere Begründung für die Entstehung des Kapitalismus bringt Albert Hirschman ins Spiel, in seinem Essay "Leidenschaften und Interessen". In den kriegerischen Wirren des 17. und 18. Jahrhunderts sei es die Suche nach der Bezähmung der Leidenschaften gewesen, die zur Enttabuisierung der Habsucht als einer vergleichsweise "harmlosen" Leidenschaft geführt habe. Die heute prominente und oben schon bei Max Weber anklingende Kritik, dass der Kapitalismus die "volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit" verhindere, sei damals nicht als Vorwurf wahrgenommen worden. Man habe sich (Zitat) "vom Kapitalismus ja gerade erwartet und erhofft, daß er bestimmte menschliche Neigungen und Triebe unterdrücken und eine weniger vielgestaltige, weniger unberechenbare und eine eher "eindimensionale" menschliche Persönlichkeit prägen würde".⁴ (Zitat Ende) Die Domestizierung sei so erfolgreich gewesen, dass die Leidenschaften in der Zeit nach den Napoleonischen Kriegen unter Kontrolle gebracht, wenn nicht sogar ausgelöscht worden seien, so dass in der Folge Langeweile und mit ihr romantische Kapitalismuskritik aufgekommen sei. Unter diesem Verdikt der romantischen Kapitalismuskritik subsumiert Hirschman in einem Schwung Karl Marx' Entfremdungstheorie, Sigmund Freuds These von der Unterdrückung der Libido, wie auch Max Webers Rede von der Entzauberung im abendländischen Rationalismus.

Max Weber und Albert Hirschman sind nur zwei Versionen der Abrichtung des ehemals vielgestaltig imaginierten Homo zum modernen Menschen. In diesem Sinne könnten wir viele weitere Erzählungen referieren: etwa Norbert Elias' Theorie der Zivilisation und Emile Durkheims These vom Übergang der mechanischen zur organischen Gesellschaft. Nur eine Geschichte will ich noch etwas ausführlicher erzählen, weil sie den Übergang in einem sehr schönen Bild kondensiert. Walter Benjamin hat die Dandys des 19. Jahrhunderts als die letzten Künstler des Müßiggangs stilisiert, die in den Passagen von Paris in der Zeit um 1840 mit Schildkröten an der Leine herum flanierten, auf diese Weise zur Schau stellend, dass ihnen für die Entdeckung der Langsamkeit alle Zeit der Welt zur Verfügung steht. Und um so die aufkommende Betriebsamkeit des Bürgertums zu parodieren, das zu vielfachen Besorgungen dahineilt und dabei von hektischen Hunden begleitet wird.⁵

Doch nicht nur die Sozialwissenschaften, auch die Naturwissenschaften sind dem Impuls zur Berechenbarmachung gefolgt und haben die Freiheiten der Schöpfung möglichst in die Folgenlosigkeit gebannt. So versucht etwa die Biologie, einen möglichst hohen Determinationsgrad zu postulieren, wenn das Verhalten von Tieren beschrieben wird. Sämtliche Beobachtungen unterstellen, dass Lebewesen permanent damit beschäftigt seien, ums Überleben zu kämpfen. Indem sie unablässig nach Nahrung suchen, sich vor Feinden schützen oder sich fortpflanzen. Deswegen ist die eingangs angeführte Beobachtung über die Kapuzineraffen auch ungewöhnlich: (Zitat) "Die Forschenden gehen ... davon aus, dass sowohl die Entführungen der fremden Babys als auch die ungewöhnliche Nutzung von Werkzeugen denselben Ursprung haben dürften: Langeweile. Das Überleben auf der Insel sei für Kapuzineraffen einfach, es gebe kaum Feinde und nur wenig Konkurrenten, was den Tieren viel Freizeit verschaffe."⁶ (Zitat Ende)

Mit der Maxime vom "survival of the fittest" wird in der Biologie dagegen gewöhnlich permanenter Selektionsdruck und damit der Zwang zur Fitnessmaximierung unterstellt. Parallelen zur Profitmaximierung des Homo oeconomicus sind augenfällig. Beide Postulate mögen sich wechselseitig im Sinne einer modernen Kosmologie stützen. Sie sind aber empirisch dürftig belegt und theoretisch wenig plausibel. Fitness und Profit müssen fürs Überleben immer nur "ausreichend" sein⁷ – und eben nicht maximal –, sonst würden sich nur Olympiasieger fortpflanzen und nur Nobelpreisträgerinnen der Ökonomie könnten einen Schreibwarenladen führen. So unsinnig das Maximierungspostulat ist, so hat es für die Wissenschaften jedoch einen Vorteil: Wenn wir unterstellen, dass eine Unternehmerin ihren Profit in einem möglichst überschaubaren Zeitraum, also kurzfristig, maximiert, und wir ihre Sichtweise der Randbedingungen kennen, wird ihr Verhalten vollständig berechenbar – dann und nur dann wird sie komplett zur Homina oeconomica. Ansonsten müssten wir neben dem Profitinteresse auch mit sozialen Verpflichtungen oder mit frivolem Spieltrieb oder noch ganz anderen Impulsen und Leidenschaften rechnen.

Es ist also insgesamt schön, wenn der Kosmos nicht nur berechenbar ist, sondern mittels Wissenschaft & Technik auch immer mehr nutzbar gemacht werden kann. Der Spieltrieb des Homo ludens wurde gefesselt und in nutzbringende Bahnen gelenkt. Die damit verbundene Entfesselung der Produktivkräfte und der Destruktivkräfte ist der Menschengattung jedoch aus den Händen geglitten, die Betriebsamkeit schlägt in systematische Selbstzerstörung um. Davon handeln die beiden nächsten Abschnitte.

Ich komme damit zu meinem dritten Punkt: **Mit dem Homo ludens gäbe es keine großangelegten Kriege:** Diese Behauptung wirkt, auf den ersten Blick besehen, paradox. Denn der Homo ludens war, Johan Huizinga zufolge, kein friedlicher Mensch. Krieg spielen war eine der vornehmsten Beschäftigungen der Bürger der griechischen Polis. Sport, militärische Übungen und Raubzüge gingen mehr oder weniger nahtlos ineinander über. Gesellschaften im vorindustriellen Zeitalter waren von permanenten Fehden geprägt, aber groß angelegte Feldzüge waren eher die Ausnahme. Außerdem standen sich die Krieger oft mehr oder weniger persönlich gegenüber, weil Distanzwaffen damals noch nicht so verbreitet und wirksam waren. Der Trojanische Krieg wird, laut Homer, im Zweikampf zwischen Hektor und Achill entschieden.

Der personalisierte Kampf und das personalisierte Heldentum sind dann durch die Einführung der Feuerwaffen tendenziell verschwunden. Japan hat sie kurz nach ihrem Aufkommen im 16. Jahrhundert verboten und von der Insel verbannt, um die Nahkampfkünste der Samurai nicht zu entwerten. So erklärt es Noel Perrin in seinem Buch "Keine Feuerwaffen mehr. Japans Rückkehr zum Schwert". Denn Feuerwaffen führten, wenn man so will, zur Demokratisierung des Krieges: Auf einmal konnte jedermann, und mit fortschreitender Waffentechnik auch jede Frau und jedes Kind, einen anderen aus dem Hinterhalt töten. In der Folge wurde der Krieg immer stärker industrialisiert, so dass nicht individuelles Heldentum, sondern überlegene Logistik und die erfolgreiche Beschaffung von Munition und Menschenmaterial kriegsentscheidend wurden.

Interessant ist in diesem Zusammenhang jedoch, wie Ernst Jünger in seinem Buch "In Stahlgewittern" sich für den Ersten Weltkrieg dennoch ein Heldenepos zusammendichtet. Er zeichnet darin nach, dass es in dem industriellen Stellungs- und Abnutzungskrieg doch auch einzelne Kommandoaktionen kleiner Stoßtrupps gab, zu denen er sich gerne meldete. Und dabei sechsmal schwer verwundet wurde. Wenn wir Ernst Jünger mehr als Erich Maria Remarque⁸ glauben, hat sich der Homo ludens also auch im modernen Krieg seine Nischen erhalten.

Mit Johan Huizinga sollten wir aber am Spielcharakter des modernen Krieges zweifeln. Als Argument führt Huizinga neben der Industrialisierung die Rolle der Massenmedien an: (Zitat) "Das echte Spiel schließt alle Propaganda aus. Es hat sein Ziel in sich selber. Sein Geist und seine Stimmung sind frohe Begeisterung und nicht hysterische Erregung."⁹ (Zitat Ende) So besehen ist der Erste Weltkrieg vielleicht fast noch ein Spiel gewesen – erinnert sei hier an die Kriegsbegeisterung von Max Weber dieseits und Emile Durkheim jenseits der Frontlinie.¹⁰ Der Zweite Weltkrieg dagegen war schon durch und durch von Massenpropaganda getrieben. Mit dem Bau von Atombomben schließlich – darauf hat insbesondere Charles Wright Mills hingewiesen –

ging die Kriegsinitiative und die Kriegsführung weitgehend über an Machtapparate und hat mit persönlichem Heldentum wie auch massenhafter Kriegsbereitschaft gar nichts mehr zu tun.

Durch die Drohung wechselseitiger Vernichtung ist der große Krieg, also der Krieg zwischen den Führungsmächten, zwischenzeitlich jedoch zu einem Stillstand gekommen. Seit Hiroshima und Nagasaki werden eigentlich nur noch Stellvertreterkriege oder asymmetrische Kriege ausgefochten. In der asymmetrischen Kriegsführung – David gegen Goliath – behält oft die industriell unterlegene Seite, David sozusagen, wie in der biblischen Legende die Oberhand. Vietnam, Afghanistan, Libyen, Irak, Syrien endeten jeweils mit zweifelhaften Ergebnissen, wenn nicht gar mit grotesken Blamagen für die Seite mit der jeweils überlegenen Feuerkraft. Der Grund liegt auch darin, dass in den industriell überlegenen Nationen diese Kriege als eine Art "Zuschauersport" betrieben werden, wie der Kriegssoziologe Michael Mann es genannt hat.¹¹ Das eigene Blut oder die eigenen Kinder würden die Schreibtischbellizisten da niemals auf Spiel setzen, es werden stattdessen zweifelhafte Gesinnungsbündnisse mit lokalen Stellvertretern geschmiedet und Gladiatoren mit hoher Besoldung ins Gemetzel geschickt. Wenn das Gemetzel nicht zum gewünschten Erfolg führt, "Demokratie und Menschenrechte" – oder wie die offiziell propagierten Kriegsziele sonst so heißen mögen – sich wieder mal nicht herbeibomben lassen, verliert man irgendwann die Lust am Spektakel und überlässt die jeweiligen "Ortskräfte" ihrem Schicksal.

Aber nicht nur in der Kriegsmotivation der industriell überlegenen Gesellschaft sind Lücken aufgebrochen, in denen der Homo ludens als Guerillakämpfer seine Zählebigkeit erweist. Auch die technologischen Entwicklungen der jüngeren Zeit lassen Breschen in der Phalanx kollossaler Schlachtschiffe, superteurer Flugzeuge und schwerer Panzer entstehen. Drohnen aus dem Baumarkt werden mit ein bisschen Gebastel zu extrem wirksamen Geschossen ausgerüstet, die ganze Bomberflotten in Schutt und Asche legen können. Davids Schleuder obsiegt gegen Goliaths Schwert. Heute werden für den Drohnenkrieg in der Ukraine Gamer aus aller Welt angeworben, die bereit sind, nahtlos vom Spiel in den Krieg zu gehen.

(Zitat) "Er habe oft von seiner Mutter gehört, er solle nicht so viel Zeit mit seinen Computerspielen verbringen, erzählt Dachno. Jetzt kämpft er am Bildschirm gegen russische Soldaten. Vor kurzem hat er eine Drohne mit einer 5 Kilogramm schweren Bombe in ein Schulgebäude geflogen, in dem russische Soldaten Schutz gesucht haben. (Zitat im Zitat) >>Die Schule gibt es nicht mehr, mein Kindheitstraum ist wahr geworden<< zitiert ihn das Wallstreet Journal."¹² (Zitat Ende)

Haben wir als Schulkinder nicht alle bisweilen davon geträumt, unsere Schule anzünden? Jedenfalls behauptet das der Titel einer Filmkomödie "Hurra, die Schule brennt" aus dem Jahr 1969,¹³ in der ausgerechnet Heintje gegen die Schule als Disziplinaranstalt opponiert. (Für die Jüngeren unter uns

zur Erläuterung: Heintje verkörperte damals den Traum jeder Mutter von einem wohlgezogenen Jungen.)

So mögen wir mit Heintje vom Sofa aus mit den Davids unserer Zeit sympathisieren und uns an der Anarchie des Krieges ergötzen. Aber das Lachen müsste uns spätestens dann vergehen, wenn Guerillakämpfer statt der Steinschleuder sich jene Feuerkraft zu nutze machen, wie nur eine hochentwickelte Industriegesellschaft sie hervorbringen kann. Man denke an die Attentäter von Nine/Eleven, die mit entführten Düsenflugzeugen das World Trade Center zum Einsturz brachten. Und man kann überlegen, was passieren würde, wenn eine Atommacht wie Russland oder die USA im Bürgerkrieg zerfallen würde, und ihre Arsenale auf dem Schwarzmarkt frei flottieren würden. Deshalb muss ich meine These von der relativen Harmlosigkeit des Homo ludens entsprechend qualifizieren: Von sich aus hätte der Homo ludens solche Massenvernichtungsmittel nie hervor gebracht, aber wenn sie nun mal da sind, wird er seinen teuflischen Spieltrieb vielleicht nicht ganz zügeln können.

So komme ich zu meiner nächsten These: **Mit dem Homo ludens gäbe es auch keine großangelegte ökologische Krise.** Heinrich Böll schrieb einst seine "Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral" als Rundfunkbeitrag, mitten in der Hochzeit des Wirtschaftswunders. Der Beitrag wurde am 1. Mai 1963, also bezeichnenderweise am "Tag der Arbeit", ausgestrahlt. In den 1970er und 1980er Jahren, als das Wirtschaftswunder schon zu Ende war, wurde diese "Anekdote" zur Pflichtlektüre an vielen bundesdeutschen Schulen.

Sie handelt von einem gut betuchten Touristen, der einen ärmlich gekleideten Fischer bei der Siesta aufstört und ihn freundlich verhört, warum er denn so früh am Tag bei bestem Wetter schon mit dem Fischen aufgehört habe. Der Fischer erklärt ihm, dass er heute morgen schon genug gefangen habe. So viel sogar, dass es nun für mehrere Tage reiche. Der Tourist versteht das nicht. Er erklärt dem faulen Fischer, dass er ja mit weiteren Fängen in sein wirtschaftliches Fortkommen investieren und eine leistungsfähige Fangflotte betreiben, ja ein großes Fischfangkonsortium aufbauen könne. "Und dann?", fragt der Fischer. "Dann können Sie beruhigt am Hafen sitzen und in der Sonne dösen." "Prima", knurrt der Fischer, "genau das tue ich – und zwar schon jetzt."

Der Homo oeconomicus erlebt hier einen Kulturschock, indem er unvermittelt einem antiquierten Menschen, einem Homo ludens, begegnet. Kopfschüttelnd, im tiefsten Herzen betrübt, blickt der Tourist auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter herum

springen. Seine Akkumulationspredigt ist ins Leere gelaufen. Und entsprechend hat hier noch keine große Fangflotte zum Leerfischen der Meere angesetzt.

Dabei sollten wir uns den Homo ludens oder überhaupt den vorindustriellen Menschen jetzt nicht als großen Umweltschützer vorstellen. Wenn er die Umwelt nicht zerstört hat, war das die erfreuliche Nebenfolge seiner viel geringeren wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und nicht die Konsequenz von guten Absichten. Die Mammuts zum Beispiel sind in der Steinzeit ausgestorben, unter anderem, weil unsere Vorfahren eine sehr leistungsfähige Jagdtechnik entwickelt hatten. Statt sie mit Speeren direkt zu attackieren, was durchaus gefährlich war, setzte man den Wald in Brand und trieb ganze Herden damit gezielt über Klippen, an denen sie sich zu Tode stürzen würden.¹⁴ Fleisch gab es dann mehr als genug: Ein großes Festessen, ein Potlach, wurde veranstaltet, zu dem selbstverständlich auch alle Nachbarn eingeladen waren.

Johan Huizinga beschreibt den Potlach als die große Bühne des Homo ludens in der Frühzeit, auf der Spottwettbewerbe zu Ehren der erfolgreichsten Jäger aufgeführt wurden – diese wurden nämlich am meisten verspottet. Nicht zuletzt von sich selbst, denn durch Selbstironie konnte der Homo ludens dem Spott der Anderen den Wind aus den Segeln nehmen. So wurde durch den Potlach nicht nur Akkumulation und damit systematisch verfestigte soziale Ungleichheit unterbunden, sondern auch auf symbolischer Ebene das Gleichgewicht in der Gemeinschaft aufrecht erhalten.

Die Freunde der Betriebsamkeit werden mir jetzt entgegen halten, dass das Leben des vorindustriellen Menschen im Durchschnitt kurz und kärglich war. Womit sie Recht haben. Und dass man Umweltschutz nur mit Wachstum finanzieren könne. Es müsste in sparsamere Technologien investiert werden, so könnte der Klimawandel gestoppt und auch sonst Frieden mit der Natur geschlossen werden. Womit sie Unrecht haben.

Für sparsamere Technologien gibt es in der Geschichte viele interessante Beispiele, etwa die Dampfmaschine von James Watt. William Jevons stellt gegen Ende des 19. Jahrhunderts fest, dass der Kohleverbrauch in England mit Watts' Erfindung anstieg, obwohl sie sehr viel energieeffizienter war als ihre Vorläufer. Denn gerade aufgrund des sparsameren Kohleverbrauchs wurde Dampfkraft nun in vielen Bereichen konkurrenzfähig, mit dem Ergebnis ihrer umfassenden Verbreitung in Verkehr und Industrie. Die einzelne Arbeitseinheit wurde sparsamer erbracht, aber dieser Einspareffekt wurde durch den Mehrkonsum mehr als aufgehoben. Diesen als "Jevons Paradox" oder "Rebound" bezeichnete Effekt können wir in vielen Bereichen beobachten.¹⁵ Die ökologischen Grenzen des Wachstums, mit denen die Menschen lokal schon immer konfrontiert waren, wurden durch sparsamere Technologien regelmäßig gesprengt, der Konsum entsprechend ausgeweitet. So stieg zum Beispiel die Lichtausbeute pro Kilowattstunde eingesetzter Energie zwischen dem Jahr

1800 und 2000 in Großbritannien um das Tausendfache, der Konsum von künstlicher Beleuchtung jedoch um das Sechstausendfache.¹⁶

In den wohlhabenderen Schichten der reichen Gesellschaften ist es über die Jahre in vielen Konsumbereichen zwar tendenziell zur Sättigung gekommen. Aber deswegen nicht zum Stopp der Betriebsamkeit. Denn statt dass der Esel, dem es mittlerweile recht wohl geht, nun aufs Eis tanzen ginge – so hatte Martin Luther einst gegen den Homo ludens gewettert – verlagert der ganz im Sinne Luthers betriebsam erzogene Mensch seine Sorge vom täglichen Brot lieber auf vielfältige Gefahren, wie sie ihm in den Medien vorgehalten werden. Neben Naturkatastrophen, Wirtschaftskrisen und Krieg treten Gesundheitsgefahren und Umweltgefahren, die das Wachstum von Alarmindustrien fördern. Umweltschutz, der in den 1970er Jahren noch als revolutionär empfunden wurde, ist auf diese Weise längst systemkonform geworden. Angst hat gegenüber Hunger den Vorteil, dass sie unersättlich ist und so besehen muss das Wirtschaftswachstum niemals an ein Ende kommen.

Aber die aus der Angst resultierende Aufgeregtheit kann auch in "Burn out" und Depression umschlagen. Im reichen Norden ist dann vielleicht auch eher mit "Gesellschaften am Rande des Nervenzusammenbruchs" zu rechnen – wie es unser Kollege Stephan Lessenich formuliert – also mit psychischen Grenzen der Betriebsamkeit, als dass *dort* die physischen Grenzen des Wachstums erreicht würden. Die ökologischen Grenzen des Wachstums werden sich zunächst im Globalen Süden manifestieren, aus dem die reichen Länder ihre Rohstoffe importieren und wohin sie ihre Gefahrstoffe exportieren. Sie kennen vielleicht alle die "Weissagung der Cree", die die Umweltbewegung der 1980er Jahre fiktiven Ureinwohnern Nordamerikas zugeschrieben hatte: (Zitat) "Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen ist, werdet ihr feststellen, dass man Geld nicht essen kann."

Für die Alarmgesellschaften des Globalen Nordens, die ihre lokalen Umweltprobleme mittlerweile besser im Griff haben als ihre Nerven, müssen wir diese Weissagung abwandeln:

"Erst wenn alle Ängste verdreifacht, alle Abwehrmaßnahmen verzehnfacht und alles Böse endlich verboten ist, erst dann werdet Ihr feststellen, dass Ihr trotzdem immer noch sterben müsst."

Nun will ich endlich zum Schluss kommen. Ich habe Sie in den letzten 35 Minuten entführt in die Welt des Homo ludens und versucht einen Aspekt des Menschseins zu beleuchten, der in den Sozialwissenschaften keine Rolle spielt. Dabei haben wir eine zwiespältige Gestalt kennen gelernt: halb Teufel, halb Engel; halb existent, halb verschwunden. Auch ob der Homo ludens jemals

existiert hat, wissen wir nicht so genau, denn die Quellenlage ist dünn. Vielleicht haben wir ihn nur, wie den Edlen Wilden, als Phantasiegestalt imaginiert.

Sie werden sich vielleicht etwas anderes von einer Abschiedsvorlesung versprochen haben. Dass ich Ihnen vom Reich der Freiheit erzähle, in das ich nun einzutreten gedenke. Vielleicht in der freundlich-utopischen Weise, wie Karl Marx eine erlöste Welt nach der Revolution gezeichnet hat; diese könnte ja in der Verrentung wohlhabender und gesundheitlich privilegierter Personen gewissermaßen schon vorrevolutionär zum Vorschein kommen. In gewisser Weise habe ich tatsächlich über Freiheit gesprochen, aber eben doch eher in dystopischer und paradoxer Weise – industrieller Wohlstand und Freiheit schließen sich aus. Es gibt zwar mehr Freizeit, aber immer unter der Maßgabe, dass diese eine wohlabgeschirmte Enklave bildet, und ohne Konsequenzen für den Rest der Gesellschaft ist. So wie das Rentnerdasein.

Der Verlust der Gestaltungsfreiheit ist nicht nur individuell beklagenswert, sondern sehr wahrscheinlich auch fatal in seinen gesamtgesellschaftlichen Konsequenzen. Vielleicht geht der Dritte Weltkrieg, in den wir schlafwandlerisch hineinstolpern, noch halbwegs glimpflich aus. Aber der ökologischen Erschöpfung können wir nicht entrinnen. Dass ich das so sehe, hat auch mit meiner Verrentung zu: Ich kann nun alle selbsttrügerische Hoffnung fahren lassen, die ich einst noch gehegt habe, um mich als Umweltsoziologie im Rahmen meiner Berufspflichten selbst bei Laune zu halten. Im Wettrüsten der Machtapparate werden die letzten leicht verfügbaren Ressourcen verpulvert; wer nach Frieden und Wachstumsverzicht ruft, wird zur Seite gedrängt. Der Homo industrialiensis geht so seinem Untergang entgegen.

Darum lassen sie mich mit einem Blick in den Globalen Süden schließen. Dort sind die Menschen noch nicht vollständig in das Korsett von Verpflichtung und Interesse eingespannt. Daran hat uns Heinrich Bölls "Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral" erinnert. Die Menschen in den industriell weniger entwickelten Gebieten verfügen noch mehr über die Gabe zum Improvisieren und zur Gelassenheit angesichts schicksalhafter Gegebenheiten. Dazu werden auch wir, als Bewohner des Globalen Nordens, gezwungen sein, sobald – mit Max Webers Protestantischer Ethik gesprochen – "der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist". Denn dann wird das "stahlharte Gehäuse" des industriellen Zwangs seine Fesseln lösen, und wir werden wieder gezwungen sein, verstärkt als Homo und Homina ludens in die Welt zu treten. Eine Fahrt mit der deutschen Bahn gibt uns einen Vorgeschmack davon – man kann dabei bewundern, wie Menschen aus dem Globalen Süden im Chaos verspäteter und verstopfter Züge besser zurecht kommen und dabei auch noch gute Laune bewahren. Von dieser guten Laune sollten wir uns anstecken lassen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Volle Züge bei der Deutschen Bahn?



picture-alliance/dpa

Da ist doch noch Luft nach oben!

Literatur und Fußnoten

- Benjamin, W. (1991). Das Paris des Second Empire bei Baudelaire. *Gesammelte Schriften*, 1, 511 – 604. [Typoskript aus den 1930er Jahren, in veränderter Fassung 1939 veröffentlicht: Benjamin, W. (1939). Über einige Motive bei Baudelaire. *Zeitschrift für Sozialforschung*, 8(1/2), 50-91.]
- Böll, H. (1963). Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral. *Heinrich Böll Werke, Romane und Erzählungen*, 4, 1961-1970.
- Cotesta, V. (2017). Classical Sociology and the First World War: Weber, Durkheim, Simmel and Scheler in the Trenches. *History*, 102(351), 432-449.
- Fouquet, R., & Pearson, P. J. (2006). Seven centuries of energy services: The price and use of light in the united kingdom (1300-2000) 1. *The energy journal*, 27(1), 139-178.
- Hirschman, A. O. (1987). *Leidenschaften und Interessen: politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg*. Suhrkamp. [1977]
- Huizinga, J. (2022). Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Rowohlt Taschenbuch Vlg. [1938]
- Jünger, E. (2007). *In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stosstruppführers*. Klett-Cotta [1920].
- Lessenich, S. (2022). *Nicht mehr normal: Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs*. Hanser Berlin.
- Mann, M. (1987). The Roots and Contradictions of Modern Militarism, *New Left Review*, 162, March/April 1987.
- Mills, C. W. (2019): Die Machtelite. Frankfurt am Main, Westend Vlg. [The power elite, 1956]
- Perrin, N. (1996). Keine Feuerwaffen mehr: Japans Rückkehr zum Schwert 1543-1879. [Perrin, N. (1979). *Giving up the gun*. Boston.]
- Polimeni, J. M., Mayumi, K., Giampietro, M., & Alcott, B. (2015). *The myth of resource efficiency: The Jevons paradox*. Routledge.
- Radkau, J.. (2008). *Nature and power: a global history of the environment*. Washington, DC: German Historical Institute. [2000, Natur und Macht]
- Remarque, E. M. (2014). *Im Westen nichts Neues*. KiWi [1928]
- Shaw, M. (1991). *Post-military society: Militarism, demilitarization and war at the end of the twentieth century*. University of Sussex.
- Simon, H. A. (1955). A Behavioral Model of Rational Choice. *The Quarterly Journal of Economics*. 69 (1): 99–118
- Weber, M. (2016). *Die protestantische Ethik und der " Geist" des Kapitalismus: Neuauflage der ersten Fassung von 1904-05 mit einem Verzeichnis der wichtigsten Zusätze und Veränderungen aus der zweiten Fassung von 1920. Herausgegeben und eingeleitet von Klaus Lichtblau und Johannes Weiß*. Springer-Verlag. [1905]

- 1 <https://www.tagesschau.de/wissen/kapuzineraffen-forschung-100.html>
- 2 Huizinga 2022, S. 7
- 3 Weber 2016, S. 171
- 4 Hirschman 1987, S. 141
- 5 Benjamin 1991, S. 556 f.
- 6 <https://www.tagesschau.de/wissen/kapuzineraffen-forschung-100.html>
- 7 Vgl. Simon 1955
- 8 Remarque, E. M. (2014). Im Westen nichts Neues. Kiepenheuer & Witsch [1928]
- 9 Huizinga 2022, S. 229
- 10 Vgl. Cotesta 2017
- 11 Mann 1987. Vgl. auch Shaw 1991.
- 12 <https://www.bluewin.ch/de/news/international/gamer-sind-als-drohnen-piloten-kiews-toedlichste-kampftruppe-2432650.html>
- 13 https://de.wikipedia.org/wiki/Hurra,_die_Schule_brennt!
- 14 Radkau 2008, S.47
- 15 Vgl. Polimeni et al. 2015
- 16 Fouquet & Pearson 2006